Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 23

Artikel: Die Benediktion der Tiere
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672447

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dürre würde ein Ende haben: in wenigen Tagen würde die Heide wieder grün sein; die Grasfresser würden zurückkehren. Es würde wieder Beutestücke in Menge geben. Aber für sie und für ihr Junges, an dem sie mit der ganzen Liebe ihres wilden Herzens hing, kam das alles zu spät.

Die Hyänen liefen unruhig hin und her. Voll Ungeduld warteten sie auf ihr Mahl.

Herausfordernd blickte ihnen die Löwin über den Körper ihres erschreckten Jungen entgegen. Sie würde es so lange verteidigen, als sie Kraft dazu hatte.

Eine der Hyänen schlich nun hinter sie, machte einen plötzlichen Angriff und riß ihr mit den grausamen Fängen eine klaffende Wunde an der Flanke. Augenblicklich war Bamba auf den Füßen und schlug brüllend mit ihrer freien Pranke nach dem vorwitzigen Feind, der sich feige aus dem Bereich der angeketteten Löwin brachte. Aber dieser neue Beweis der Ohnmacht dieser großen Bestie ermutigte die Aasfresser noch mehr. Getrennt und jedes von einer anderen Seite, bemühten sie sich, das quiekende Junge zu erhaschen. Bamba wußte, daß das Ende näher war, als sie befürchtet hatte. Verzweifelnd blickte sie sich nach einem Loch oder einer Spalte um, in die sie sich verkriechen konnte, um ihren Angreifern die Stirne zu bieten.

An einer Seite lehnten ein paar Felsblöcke so gegeneinander, daß sie einen Spalt bildeten. Dieser war aber kaum groß genug, um Schutz zu gewähren. Doch sie wich mit dem Jungen im Maul langsam Schritt für Schritt zu diesem Spalt zurück, bis nur mehr ihre Schulter und ihr Kopf herausragten.

Dankbar legte sie sich nieder und streckte die eingeklemmte Pranke vor sich hin. Diese Bewegung hatte aber zur Folge, daß sich die lange Stahlfeder der Falle unter einen der großen Felsblöcke schob.

Vor Schmerzen und Angst um ihr Junges erschöpft, ruhte sie nun, aber ihre gelbschillernden Lichter ließen die beiden gierigen Räuber keinen Augenblick unbeobachtet. Näher und näher schlichen die ihrer Beute sicheren Hyänen, plötzlich sprangen sie heran. Bamba erhob sich, um ihr Junges zu verteidigen. Ihre ungeheure Pranke stieß die Falle gegen die Felsen und mit der Riesenkraft ihrer Muskeln drückte und bog sie die Feder, die die Falle regulierte. Die Fänge öffneten sich. Mit dumpfen Klang fiel das Eisen zu Boden.

Hinaus auf die beiden erschreckten Hyänen sprang die wütende Löwin — wieder die wilde, freie, mutige Bestie und kämpfende Mutter. Wahnsinnig vor Furcht stürmten die Aasfressenden davon. In ihrem teuflisch lachenden Bellen gellte die Enttäuschung. Verächtlich schaute Bamba ihnen nach. Eine zarte, weiche Schnauze stieß gegen ihre Flanke. Und auf die Felsblöcke klatschten die ersten schweren Regentropfen.

Die Benediktion der Tiere.

Eine rote Wintersonne geht eben über der Porta Maggiore auf, als Giuseppe unter dem Arco hindurch in die Stadt Rom hineinfährt. Der Morgen ist frisch und schön, aber Giuseppe friert etwas auf seinem zweirädrigen Wagen, dessen buntbemaltes, gewölbtes Sonnendach zur Seite gedreht ist. Er zerrt aufs neue an dem morschen Zügel und versucht, Cherubino zu schnellerer Gangart anzutreiben. Aber Cherubino bleibt im gleichen müden passo. Er will nicht mehr — ach nein, er kann wohl nicht mehr. Das Leben eines jener geduldigen, kleinen, unansehnlichen und schlecht gepflegten Karrenpferde liegt hinter ihm. Sein struppiges, vielleicht einmal weißes Fell hängt über einem mageren Knochengerüst, und seine Muskeln sind steif und müde. Giuseppe weiß wohl, daß sein Pferd alt und verbraucht ist. Doch wenn er es einspannt, zieht es noch immer. So denkt er nicht groß darüber nach. Nur heute — es ist der 17. Januar, der Tag des S. Antonio Abate, und vor der Kirche S. Eusebio segnet man die Tiere — heute wird Giuseppe den Cherubino zur Benediktion bringen. Dem Festtag zu Ehren trägt Cherubino ein rotes Band in der abgeriebenen Quaste seines Schwanzes. Auch war an der linken Deichselstange ein besonders großes Bündel Heu angebunden, damit das Tier hin und wieder ein Maul voll nehmen konnte, wenn es langsam ging oder im Geschirr stand. Aber all dies bewegt Cherubino nicht, seinen müden Schritt zu beschleunigen. Er biegt jetzt in die Via Principe Eugenio ein und hält auf der Piazza Vittorio Emanuele, wo Giuseppe seine Waren abládt. Rings um den großen Platz stehen in zwei Reihen die vielen Buden mit Fleisch und Gemüsen, Obst und Spaghetti, Geflügel, Oliven, Käse und noch vielen andern schö-

nen Dingen, die Herz und Magen erfreuen. Der Lärm und das Geschrei des Anpreisens und Handelns erfüllt weithin den Platz und die Straßen. Cherubino, der gewohnt ist, hier stundenlang zu warten, fühlt mit einmal die Hand seines Herrn, die ihn weiterführt. Sie schreiten langsam durch das Gewühl bis zur Kirche S. Eusebio. Etwas zurückliegend in der Häuserflucht hat das Gotteshaus vor einem Treppenaufgang und Altan einen geschützten Platz. Dort stehn schon Fuhrwerke aller Art mit ihren Kutschern und Wagenlenkern, die gekommen sind, ihre Tiere segnen zu lassen am Tag des S. Antonio.

Da steht ein hochbeiniges Maultier, das die Karre mit den kleinen Weinfässern aus Frascati zieht. Sein Zaumzeug ist mit Schellen, roten Wollfransen und Quasten behangen. Neben ihm wartet ein kleines Pferd, struppig und mager wie Cherubino. Seine Zügel nur ein alter Strick. Aber den Abfuhrkarren, dem es vorgespannt, hat man heute leergefegt. Ein Landwirt aus dem Tibertal führt eine kräftige Stute. Das Fohlen, mit roten Schleifen geschmückt, läuft ihr zur Seite, noch unbeschwert von der Mühsal des Pferdedaseins. Jetzt lenkt eine elegante Coach, ein Viererzug, seine schönen Tiere neben den rundlichen Braunen der Gesellschaft „Acqua Acetosa di Roma". (Ein eisenhaltiges Mineralwasser, das schon Goethe während seines Aufenthaltes in Rom getrunken.) Der Braune schüttelt sich, daß die vielen Glöckchen seines Geschirrs läuten und die Flaschen im Wagen klirrend zusammenstoßen. Fiakerkutscher kommen mit Wagen und Pferden, das Transportfuhrwerk mit dem schweren Gespann und die kleine Viktoria mit dem Ponny. Ein Pferd ist besonders prächtig angeschirrt mit wehenden weißen Roßschweifen, auf dem Kopf einen Busch Fasanenfedern und vor der Stirn einen runden Spiegel. (Ein schwacher Abglanz jener glänzend angeschirrten Pferde, die vor 1870 die Staatskarossen des Vatikans zogen und an jedem 17. Januar zur Benediktion erschienen vor S. Eusebio.)

Und zwischen all den Wagen und Pferden warten die Hunde. Große und kleine, dicke und dünne. Solche, die auf dem Arm von „Frauchen" kläffen, und andere, die mit Maulkorb an der Leine gehen. Auch Katzen werden gebracht, schöne schneeweiße und graue Katzen mit großen Schleifen aus Seide um den Hals. Und selbst Goldfische sind zu finden. Ein Mann trägt sie in einem Glasbehälter. Es ist ein Goldfischhändler, der bestimmt glaubt die gesegneten Fische zu verkaufen.

Viel Volk steht umher, tritt ein oder verläßt die Kirche. Kerzen, dem hl. Antonio zu weihen, werden dir eindringlich angeboten, Bildchen des Heiligen, Zeitschriften mit Gravuren aus seinem Leben. Von der Piazza Vittorio Emanuele dringt der Lärm des Marktes herüber, auf dem Altan der Kirche puffen sich zwei nichtsnutzige Meßbuben, das Getreibe der Straße flutet vorbei, und geduldig warten die Tiere. Von Viertelstunde zu Viertelstunde tritt der Priester auf den Altan. Alle Häupter entblößen sich. Der Priester liest die Benediktion, geweihtes Wasser wird über die Tiere gesprengt, die Meßbuben schwingen das Weihrauchfaß, der Photograph auf hoher Leiter knipst, zwei junge Mädchen halten ihre miauenden Katzen hoch empor, ein Terrier, der nichts von alldem versteht, ärgert sich über einen Jagdhund und bellt laut und unheilig.

Dann, nach geschehener Benediktion, tritt der Priester wieder in die Kirche zurück bis zur nächsten Ansammlung einzusegnender Tiere. Die einen verlassen den Platz, um andern Raum zu geben. Und so geht es den ganzen Vormittag am 17. Januar eines jeden Jahres.

Auch Giuseppe ist mit Cherubino herangetreten unter den Altan der Kirche. Mit gesenktem Kopf steht Cherubino und empfindet wohlig etwas Wärme der Januarsonne auf seinem dürren Körper. Er schließt langsam die Augen und fühlt nicht die Tropfen geweihten Wassers, die ihn treffen, die herablaufen an seinem Fell. Tränen des Mitleids mit der Kreatur, die S. Antonio einst geweint und die, ach, so wenig verstanden werden in der Welt. — —

Jetzt schlägt Giuseppe das Kreuz und stülpt seinen Schlapphut wieder auf den Kopf. Der Priester ist verschwunden. Die Menschen mit Wagen und Tieren verlaufen sich, andere kommen herzu. Noch eine Kerze stiftet Giuseppe dem Heiligen und kauft drüben auf dem Markt ein Tuch für die Mutter. Dann schwingt er sich auf seine Karre und treibt Cherubino an, mit Peitsche und Zügel. Cherubino würde nun wieder laufen können, Sant'Antonios Segen hatte ihm bestimmt neue Kraft gegeben. Und Cherubino setzt sich auch wirklich in Trab, so, als ob er fühlte, daß er dem Heiligen etwas schuldig sei. Er trabt durch die Stadt und zur Porta Maggiore hinaus, den Weg, den er jahraus, jahrein

mit schweren Lasten, bei Regenschauer und glühender Hitze gegangen war. Er fühlt nicht mehr den Hunger noch die Striemen der Peitsche, er setzt nur die Beine seltsam zittrig, und mit einmal stolpert er und fällt. Fluchend springt Giuseppe vom Wagen. Es würde Cherubino doch nichts geschehen sein? Er schirrt ihn los, klopft ihm ermunternd den Hals, schreit und gestikuliert, damit er sich erhebe. Aber alles ist umsonst. Cherubino steht nicht mehr auf.

Giuseppe rauft sich mit wortreicher Klage das Haar um den Verlust seines Pferdes. Er kann es nicht begreifen, daß der Hl. Antonio versagt hat, nachdem er ihm noch eben eine Kerze gestiftet, er kann es nicht verstehen, daß nach der Benediktion mit dem geweihten Wasser seinem Tier ein solches Unglück zustößt — — — denn er weiß nicht, daß Sant'Antonio den Cherubino gesegnet hat mit seinem größten Erbarmen.

Felice.

Onjoka!

Eine südafrikanische Erinnerung. — Von Waldemar Stelzner.

Nichts ist mehr zur Erholung und Sammlung geeignet als der unnennbare Reiz eines afrikanischen Abends. Mag man sich nun auf der Pad von dem Zauber der weiten nächtlichen Steppe einspinnen lassen oder auf der Veranda seines Wellblechheims von der Tagesarbeit ausruhen: immer, wenn die lähmende Tagesglut verglommen und einer köstlich milden Abendluft gewichen ist, verspürt man den erfrischenden Hauch als befreiende Wohltat für Seele und Körper. In süßem Nichtstun, gleichsam wie in einem steuerlosen Nachen, läßt man sich dann bis tief in die Nacht hinein von seinen Gedanken treiben und wiegen.

Doch es gibt auch Abende, die weniger friedlich verlaufen.

Nach eines heißen Tages Last und Mühe lag ich ausgestreckt im Liegestuhl meiner weinberankten, offenen Veranda. Draußen am Lagerfeuer spielte ein Hottentott die Mundharmonika, und aus dem nahen Truppenzelt tönte die schwermütige Weise deutscher Schutztruppler: „Teure Heimat".

Allabendlich klingt es sehnsuchtsvoll durch die sinkende Nacht, um in der meilenweiten Busch- und Grassteppe leise zu verwehen. Erst in der Ferne und Unerreichbarkeit fühlt das Herz doppelt die Verbundenheit mit der Heimat. Und unsere Liebe für sie brennt wie ein heimliches Feuer: „Teure Heimat, sei gegrüßt!"

Kausib, mein schwarzer Leibjunge, der das Gemüt eines Kindes, aber die Muskulatur eines Athleten hat, bringt die Lampe. Er setzt sie behutsam auf den kleinen Madeiratisch, wohlweislich ein Stück von mir entfernt, damit die unzähligen Insekten mich nicht belästigen. „Eyuva huka, schlafen," meint er. Er hat recht, die Sonne ist schon lange schlafen gegangen.

Ein draller Käfer klackt auf die Tischplatte, während ein verirrter Heuspringer mit steter Beharrlichkeit und gewaltiger Sprungkraft gegen die Wellblechdecke huppt und vergeblich versucht, seine Freiheit zu gewinnen.

Aber die kleinen Quälgeister der Nacht stören mich kaum. Mit magischer Gewalt werden sie fast ohne Ausnahme von dem geheimnisvollen Lichtkreis der Lampe festgehalten, wo es wimmelt und taumelt von den herrlichsten, farbenprächtigsten Flügeltieren: von Nachtfaltern, Käfern und Schmetterlingen. Aus dem Dunkeln heraus läßt es sich gut beobachten.

Wie einen schwarzen Schatten in dem unbestimmten Zwielicht des Lampenscheins sehe ich Kausib regungslos an einem Türpfosten der Veranda lehnen. Er mag noch irgendeinen Wunsch auf dem Herzen haben, getraut sich aber nicht, das Schweigen zu brechen.

Plötzlich zuckt er merklich zusammen. Sein Oberkörper löst sich geräuschlos von dem Pfosten und neigt sich vornüber. Die scharfen Augen des Schwarzen weiten sich — ein unterdrückter Aufschrei bricht jäh von seinen Lippen: „Mister, Onjoka, Onjoka!"

Mit einem Ruck bin auch auf den Beinen. Suchend spähe ich umher, das ungewisse Licht hindert mich.

„Hier doch, mein Bas!" raunt der Ovambo aufgeregt. Mit allen Zeichen lähmenden Entsetzens starrt er zur Seite auf den Boden. „Nicht rühren, Mister," warnt er, vor Erregung bebend.

Jetzt erst entdeckte ich den gestreckten, funkelnden Leib einer Schlange, die leichtgehobenen Kopfes bewegungslos am Boden liegt — nur die tückischen Augen verraten, daß Leben in dem Tier ist.

Bestürzt blicke ich auf den unheimlichen Gast, der sich mit einer Selbstverständlichkeit auf mei-